

Die Internationalistische

• Briefe an Deutsche Christen •

Herausgeber: Julius Leuthauser

Schriftleitung: Heinz Dungs

Nummer 19

Weimar, 19. Mai 1940

9. Jahrgang

Das hat mit Christentum nichts zu tun! Der neue Mensch

F a u f t:
Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne drängen?
Mythophiles:
Du bist ein Götze — was du bist.
Seh die Perlen auf von Willenen Korden,
Seh deinen Fuß auf elenden Boden,
Du bleibst doch immer, was du bist.

F a u f t:
Ich fühls, vergessens hab' ich alle Schöne
Des Wandlenswegs auf mich herbergrafft,
Und wenn ich mich am Ende niederlege,
Dankt innerlich doch keine neue Krone!
Du bin nicht um ein Haar recht böder,
Bin der Unadligkeit nicht näher.

„Der Menschheit Krone“, Unadligkeitssache auf dem Wege der Erkenntnis erringen zu können, war Fausts Meinung. Aber die Willenshaft verlangt: sie führt ihn nicht aus Ziel. So will er sich jene Krone aneignen, deren der Schöpfer selbst sich bebient, die elementaren Kräfte: Er beschwört den Erdgeist, der ihm höfend zuruft: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mit!“ Verweisung nach ihm, Verlangen nach dem Nichts. Er lähmet zum Selbstmord. Aber „Erkenntnis“, durch die Erlösung in ihm kommt, hält ihn „mit blühenden Geäßen vom Leben, ersten Schritt zurück“. Weil er sich weder durch Willenshaft noch durch Magie zu Gott erheben kann, ergribt er sich dem Zerber. Jedoch sein Zerbergriff betrübt ihn, ungeschliffene rechte Zerbergriff die von Zerber zu Zerber, von Leib und Not zu Leid und Not. Nach ungeschliffener Willenshaft, allmählich von Willenshaft und Erkenntniswille nicht, Kraft: bis sein Wesen im Willen zur Zeit. „Was der wechelt — Zerbergriff und das Leben, der täglich sie erheben muß“ hat zu begreifen, läßt er und nicht als „Gleich des höchsten Augenblicke: Auf freiem Grund nur freiem Will zu leben“. Zerbergriff hat seine Zerbergriff aus dem Willen der Zerbergriff geht. So führt er. Und Zerbergriffen erheben die der Seele, die ihren Willenshaft an sich geltend machen will: „Wettert ist das obde Willen der Zerbergriff

welt vom Bösen: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

In dem hundertjährigen Faust sieht der neue Mensch vor uns. — Hatte Faust also anrecht, als er ihn erlief, seine Schönheit verhöhnend, sagte: „Du bleibst doch immer, was du bist?“ — Wäre er nicht göttlichen Geistes gewesen, wie hätte je das Göttliche in ihm entfaltet werden können! Wie könnte ein Erdbaum Schatten spenden, den nicht schon die Eichel in sich geborgen hätte! Wie könnte der forschensflüchtige Schmetterling auf Sonnenstrahlen haften, hätte er nicht schon in seiner höchsten Raupe nach Licht und Farben geschmachtet!

Der hochbetagte Faust hätte die Mitdemensurage: „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er ein Geis ist?“ nicht gestellt; denn er

hatte an sich das Wunder der Neuschöpfung erlebt. Er war nicht ein anderer, sondern auf den verblühten Boden seines Schicksals er je lebt geworden!

Der neue Mensch im Sinne des Evangeliums ist der zu sich selbst gekommene Mensch.

Doch es Jesus auf den neuen Menschen abgeben hätte, kann, mag an seiner Gottesbücherei noch lautele gedeutet werden, niemand weggeben. Was er sagt und tut und — lebt, ist auf den neuen Menschen gerichtet. Dafür kämpft, leidet und stirbt er. — Und weil er mit ganzer Seele den neuen Menschen will, bringt er den alten gegen sich auf. So war es und so wird es immer und überall sein, wo Menschen ihm begegnen. Denn wo man ihm begegnet, geht es um das „Zitib und werde!“

Wo man ihm begegnet! — Nicht, wo man nur Auslegungen seiner Postchaft, Meinungen

Bischöfe als Handlungsreisende englischer Aggressoren!

Zeitungen und Rundfunk berichten in diesen Tagen über die Propagandareisen englischer Bischöfe im Südosten Europas. Der Bischof von Gloucester, Dr. Hedlum, der Bischof von Gibraltar, Buxton, und der Londoner Bischof Parsons sind in ihrem Gefolge u. a. auch der persönliche Geistliche des englischen Außenministers Lord Halifax haben den Aufzug, zwischen der anglikanischen hochkirche und den griechisch-orthodoxen kirchigen Jugoslawien, Rumänien und Bulgariens einen möglichst engen Kontakt herzustellen. Zu diesem Zweck führen sie Postchaften des Erzbischof von Canterbury in die Ober-

häupter der pravoslavischen kirchen des Südostens mit sich. Diese angeblich religiösen Postchaften, die sich u. a. über ein „neues Europa“ verbreiten, dienen einem — übrigens von der amtlichen britischen Diplomatie noch nicht einmal verlegneten — politischen Zweck. Den Kenner der Verhältnisse in der anglikanischen hochkirche übertrifft diese Tatsache selber keineswegs. Übertrassend sind vielmehr nur die allmählich bekannt werdenden geschmacklosen Begleitumstände, die dabei unterlaufen, wie z. B. das Bild der Herren Bischöfe, die auf den Anien mit erhobenen Händen den orthodoxen Patriarchen an-



und Vorstellungen von ihm bezeugt. Die forderer sein — Sterben, oder forderer es doch nicht in Vollmacht, nicht so, daß es sein Ansehen ist. Die Auslagen der Christenheit, die mit dem Verstand oder mit dem Willen oder mit dem Gefühl, nicht aber mit allem zugleich, nicht mit dem ganzen Wesen aufgenommen werden, die Vorstellungen und Meinungen von ihm, Tugenden, Wohlwollen, Besonnenheit, ethischen — biblisch gesprochen — der Kanne, die Selbstgefühl und Selbstverständnis durch fromme Taten, wie Demut, Milde, Feindschaft und andere mehr zu heigern, ermöglichen, nicht, sich so zu ändern, daß sie die Verpöpfung ganz verjüngen, niemals Schmeichelei wird, sondern — annehmbar biblisch gesprochen — statt zu sich selbst zu kommen, Fremdling, Wander, „Abtrünniger“, „Bekämpfer am Werke“ wird. Auch da ist ein Leben, aber kein Werden: Es ist die Behauptung, der Trug, aber sich selbst hinauszuwerfen. Es sind dann Verden von Millionen Veden an das Damp, do ist dann der Fuß auf ellenhohe Waden geht, aber unendlich quillt seine neue Kraft, man ist nicht um ein Quat breit höher und der Unendlichkeit nicht näher. — Es ist das erfüllende Los der Unseligen, die sich selbst vernichten, daß sie fromm seien.“

Es gibt kein Werden ohne Sterben, und es gibt in vielen Sinne kein Sterben ohne den Mut dazu. Faust sagte das Könige der Welt zu sein: Er ist nicht so, er ist ein Söldner. — Wohl hat es ihn mächtig gepackt und gemartert, von jeder erlösenden Höhe in den Abgrund geschleudert, aus jedem aufsteigenden Mist ins Weid geführt, in Schuld und Not und Verzweiflung. Aber weil er auch sein Angestrichel der Verheißung, des Genusses und Erfolges nicht jagte: „Beweis! doch! Tu bist so schön!“, sondern den heiligen Verberdang in seiner Kraft durch nichts in sich selbst löstigen ließ, konnte ihm jedes Schicksal, indem es ihn überkam, zugleich bestrafen, indem es ihn vernichtet, zugleich erneuen. —

Man hat den deutschen Menschen den „faustischen“ genannt. Und doch sich auch heute wieder, vor im Weltkrieg, in Unterländer und Bunker deutsche Soldaten in die Faust-Dichtung vertieft, bezugt, daß sie ihr eigenes geistiges Fernweh, ihren eigenen Verberdang, wenn auch, wie es dem Wesen der Dichtung entspricht, unendlich geteigert und zugespitzt, in dieser durch Goethes Genie verklärten Sagen-Gestalt wiederfinden. — Hebertragen vor aber jeden Feind selbst nicht lösenden Verberdang des Menschen in nicht terne Profa und erkennen ihn dann erst recht als einen Dampzig deutschen Wesens, dann bedarf es nur kurzer Bestimmung, um inne zu werden, wie auch hier wieder deutsches und christliches Wesen in eins zusammenhängen: Was Jesus, in dem die neue Menschheit ihren Anfang

nehmen, er möchte alles tun, damit Jesulawen sich zur Hilfeleistung im Kampf für den Schutz der „christlichen Zivilisation“ an der Seite der westlichen Plurokationen bereitefindet. Dennoch: Bischöfe als handlungsgreifende des englischen Office und Propagandachefs der englischen Aggressoren — ein aufschlußreicher wenn auch Gott sei es gedankt — nicht alltäglicher Tatbestand. Es muß schlecht bestellt sein um die Rusichten der englischen Diplomatie, wenn sie sich nicht mehr begnügen kann mit den dunklen Praktiken des Secret Service, sondern nun auch ihre Zuflucht zu den politischen Geschäftsmachern im geistlichen Gewände nehmen muß!

Wie haben dasu nur einen festzustellen: mit Christentum hat das nichts, aber auch rein garnichts mehr zu tun! Es ist an der Zeit, daß die bischöflichen Vertreter der Empire-Kirche in allen Ländern als das erkannt und entlarvt werden, was sie in Wirklichkeit sind: „der verlängerte Arm des Judentums!“ Es ist das Verdienst unserer Kameraden, Prof. Dr. Wolf Meyer-Eicholz, Jena, gerade im rechten Augenblick in seinem vielbeachteten Vortrag auf der Wittenberger

Arbeitstagung des „Institutes zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ in einflussvoller Weise den Einbruch des Judentums in das englische Christentum und die Rusrichtungen des Juden-Christentums im Wirtschaftsleben Englands nachgewiesen zu haben. Seine im Verlag Deutsche Christen Weimar veröffentlichte Darlegung läßt keinen Zweifel daran:

„Diese jüdisch-empirische und die jüdischsten Seiten sind die verdingerten Rube des englischen Imperialismus, der die Religion, das Christentum, die Moral in seinen Dienst stellt.“

Wir sind überzeugt, daß mit dem Sieg des Führers über den christlich getarnten Imperialismus den englischen Staatsmännern und den ihnen hilfstellenden leistenden Bischöfe die Maske des Christentums vom Gesicht gerissen wird. Daß das möglichst bald geschieht, sollten die wichtigen Christen in allen Völkern wünschen, nicht nur um der Zukunft Europas willen, und nicht zuletzt im Interesse des Friedens der Welt.

Georg Dungs.

nimmt, lebte, war eben das Eingehen auf das Schicksal und ein Ruf an alle, es ihm darin schicklich. Was Jesus durch sein Erdendwischen liebte, war das Vertrauen auf den Geist der Liebe, der in jedem Schicksal wartet, dem, wie es auch sei, nicht ausweichen, sondern standhalten werden soll, weil es, auch wenn es übermanni bestrahlt, auch wenn es vernichtet, erneuert. Und sein selbstiges Sterben beglückte, jede Klage überwindend, den Sieg des Geistes auch über den Tod.

Die religiöse Erneuerung des deutschen Volkes wird — dessen sind wir gewiß — auf den ausgetretenen Pfaden ständlicher „Rechtgläubigkeit“ nicht erfolgen; sondern — dessen sind wir eben

gewiß — auf den Pfaden schlichter Glaubigkeit der Tat. Wir brauchen dabei wahrhaftig nicht nur an die großen und wahrlich christlichen Taten des Mittelalters und der Reformationszeit zu denken; sondern: Aus dem Mut zum selbstigen Sterben ist das neue Deutschland geboren und wird durch bestlichen Mut präsidieren. Der Deutsche fühlt und weiß, daß es um die Erneuerung des Volkes, ja Europas, ja der Welt geht. Des Volkes und — der Volksgenossen Leben ist weithin zum Wagnis geworden, auf das willig eingegangen wird. Deter werden immer weniger, die sich nach der „alten alten Zeit“, in der man „so sicher und ruhig lebte“, zurückziehen. Im Gegenteil ist in den weiten Deutschen Gefühl und Geschma für das Achten des Lebens erwacht. Sie erkennen, daß Stillstand Rücksicht ist. Sie erkennen die Wahrheit des Wortes: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß!“ Das in den deutschen Jungen und Mädchen heranreifende Gefühl wird nicht so leicht zu irgend einem Augenblicke jagen: „Beweis! doch! Tu bist so schön!“ Das alte deutsche Fernweh ist erwacht, nun aber nicht als Sehnsucht nach der räuslichen Ferne, sondern als heiliges Fernweh eines die Heimat über alles liebenden Gefühls: Ueber sich selbst strebt der deutsche Mensch hinaus, verlangt zu werden, was er ist: ringt um das Ziel seiner Bestimmung, will zu sich selbst kommen — darum das religiöse Ringen — will in erneuter Welt neuer Mensch sein. —

Auf diesem Wege jedes Verberdanges steht unabweichbar und unüberhörbar Christus, der Anfänger und Vollender neuen Lebens. Ueber das deutsche Werden bin hallt seine Stimme: „Siehe, ich mache alles neu!“

Eduard Reour.

Mutter

Dunkel steht die Nacht hoch über Bergen,
Und ich denk an dich.

Milde ruh' ich jeze nach meinen Werken,
Und ich denk an dich.

Deine Liebe kommt zu mir
Wie ein Stern durch Nacht und Dunkel
Aus der Heimat hergeflogen.

Viele Freuden, viele Leiden
Kannst sie mir aus weiter Ferne,
Und ich liege, träume, — träume,
Und ich denk an dich.

G. W. Tegetmeyer.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen Bändchen: „Ein deutsches Jahr“.

Schwierigkeiten heimlich in Tübingen gedruckt wurde. Trauer that auch mit Unterstützung einiger Getreue christliche Ketten und damit dem Herrn die Möglichkeit, den Buchdruck allen Ständen zugänglich zu machen. Die Tübingen Bogen wurden in Nürnberg geschmitten, von wo aus auch die ersten Drucker nach Polen gezogen waren — großer Buchhändler und Einzelkopf, weil die in Krakrau hiesige Bibeln besetzten und so fort die neuen Ketten leicht zu machen.

Damit sind wir bei einem neuen Weltmal des Buchdrucks im Zeichen der Reformation angelangt: Ihren Auswirkung in der Fremde. Es bleibt eine bedeutende Erscheinung, daß in anderen Ländern des Kulturraums binnen kurzem oft eine weit einflussreichere Wirkung erzielt, als in Deutschland selbst, wo die letzte Entscheidung dem Ausgang des großen Glaubenskrieges vorbehalten war. Im Ausland aber drängte sich alles Jahr und Näher auf, einen sehr kurzen Zeitraum zusammen, der Sieg wird tollt erfordern und ist — mit Ausnahme Polens etwa — dauerhaft. Der ältere Kataklysmus gestaltet sich meist überdeutlich ähnlich: Die lutherische Lehre traf das Volk zur Zeit einer inneren Krisis und bewirkte mit höchsten kulturellen Anregungen oft eine durchgreifende Erneuerung des gesamten Lebens. Dabei spielt der Buchdruck eine hervorragende Rolle, denn wie in Wittenberg schloß er mit der ersten Bibel in der Landessprache den Grundriss für ein nationales Schrifttum.

Das schönste Beispiel dafür ist wohl das deutsche Siedenburg. Das Gebiet war durch Kriege und Lärzengelöbte schwer erschöpft, als ihm Johannes Comptar das Evangelium brachte. Er hatte eigens in Basel, das durch Gutenberg's Willen Verbolp Ruppel früh zu einem Druckerort von Namen geworden, das Einrichten und Bedienen der Presse erlernt und brachte dies alles seiner Heimat als Geschenk. Der Erfolg war ein Laufe eines Menschenalters eine völlige Wiedergeburt des kleinen Staatskörpers. Nach das übrige Ungarn hätte die Druckerkunst durch einen Deutschen, Andreas Hof, erhalten, doch mit geringem Erfolg. Im damaligen Situations waren die Deutschen in Wina die ersten Lutheraner und ebenso die ersten Drucker, und das alles bald mit größtem Augen ihrer fremdbrüdlichen Umgebung mitzutheilen. Ihre Erben waren dann freilich die Jesuiten der von 1580 ab heftig einsetzenden Gegenreformation.

Aus den Kämpfen sind Situations sowohl als Polen die ersten Anfänge einer heimischer Literatur erwachsen.

Man könnte die Reihe der Beispiele noch bedeutend erweitern — sie zeigen auf das deutlichste, wie die Reformation und der Buchdruck sich gleichsam zu einer neuen Einheit verbanden und wie sie selbst dort, wo man am tatsächlichen Abwaben sich befindet, sich als starkes Kraftfeld aus-

„Ein paar Meilen von hier, über der Elbe. Das ist für mich die ewig heilige Stelle. Wenn ihr noch eine Mutter habt, so danket Gott und seid zufrieden.“

„Wir alle müssen sie einmal hergeben, und ich — nun — auch.“

Die Worte quälten sich durch die Kehle. Die Röder gewannen wieder eine feste Straße. Mähen hatten links und rechts. — Gumbgefläß.

— Ein Dorf. Die Postkutsche rumpelte über das Pfister — und bald wieder zum Dorf hinaus.

Die Sterne blähten. Ueber dem Walde blühte das Morgenrot. Eine Kerze hoch strickend auf, Begegnung ging der Straße, und eine weite Gasse bot sich, Blaugrün schimmernde das Band der Elbe, und fern aus dem Dächergeviere hob sich der Kolof der Weißener Albrechtsburg mit den beiden gotischen Domtürmen.

Die Hände trübten. Ein Schuß vor der Stadt, wo die Straße ins Freiebrunn. Da abgab, schüttelte der Fremde dem Postkutscher die Hand, winkte ihm noch einmal und schwenkte seinen Hut.

Auf seinem Hof bekam er einen Bogen. Und nun ging's im Galopp auf Hochwein zu.

Da war endlich der liebe Kirchthum über den Schieferdächern der Heimat. — und das eine, das liebste Dach, unter dem seine Mutter auf ihm wartete. Ob sie noch wartete? — Ob sie vielleicht schon — — — Nein! Das durfte nicht sein!

„Mein Sohn — — —“ Wehe konnte sie nicht sagen. Ihre weissen Hände rosen sich um die seinen. Ein Sädeln trat auf das Gesicht der Mutter, ein Sädeln, wie es nur ganz Gläubige haben. Ihre Brust hob sich höher. — Die Hände wurden wackern. — Das treueste Herz tat einen letzten Schlag.

Am das Scheitelfenster eines kleinen Bauhauses schaute ein einsamgeordneter dem müden Kopf und starrte in die fernglühende Mainacht. Seine Gedanken freilich. Wie schnell es nun doch gekommen war! Der letzte Brief der Mutter flüsterte in seiner Nachfolge. Er dachte an den Postkutscher, der sein liebes Leben lang seine Mutter gehabt hatte. Er dachte an jene, um welche die Wälder sich die Hand weihen, an die vielen, die es bezogen, daß die Mutter der nie verlassene Quellgrund der Liebe ist, über den sie dankend sich neigen sollten.

Der Mond kam um den Sichel. Auf dem Feuerbrett, im sahen Licht schrieb der Heimgekehrte immer Worte, schrieb und schrieb, einen ganzen Bogen voll. Auch die Worte des Postkutschers formten sich ihm zum Lied:

„Für dich die ewig heilige Stelle.
O wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtost das Lebens Welle.“

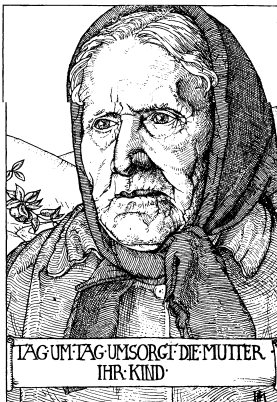
Dann schrieb er seinen Namen mit feinen Buchstaben darunter: Friedrich Wilhelm Kantsch.

Es sind bald fünfzig Jahre her, daß der Dichter gestorben ist. Aber er lebt uns dennoch durch jene Worte, die er in der Mainacht schrieb, da seine Mutter starb:

„Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden.
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden.“

Das war anno 1861.

Franz Masche.



wirkten. So wird man sie beide für alle Zeiten als Horte zur Jugendzeit in einem Kramzug nennen. Eugen K u f f.

Letzte Heimkehr

„Oh müde nicht, daß ihr die Pferde in Schwitz bringt; aber — wenn wir's doch schaffen könnten!“ sagte der Fremde auf dem Hof neben dem Postkutscher. Der knallte in die Mainacht, doch die Stimme ergriffen. Die Post klappten sich heimlich auf dem hölzernen Pfählchen einer Dorfstraße.

„Wie weit habt ihr's noch von Meißen zu Fuß?“

„Es sind sechs Stunden Weg bis Rostowin. Aber ich werde schon einen Bogen bekommen.“

„Die Post geht erst übermorgen durchs Freiburger Thal über Rostowin nach Chemnitz.“

Das Dorf versank hinter der Postkutsche. An der Straße träumten alte Linden. Wäude wühlten die Röder.

„Hier könnte die Kreisbahnmannschaft etwas für die Straße tun“, meinte der Postkutscher.

„Schon es lange so?“

„Niemals eine halbe Stunde.“

„Wären wir nur erst in Meißen!“

„Um ein Stück hinter Straße geht nämlich ein Streit zwischen dem Kreis und der Gemeinde. Die Gemeinde fährt hier Holz ab und soll nun zur Straße beitragen; aber — — —“

„Sind das die Dichter von Meißen?“ unterdroh ihm der Fremde.

„Nein, Meißner, das hat noch gute Weile.“

Ein dunkler Vogel flatterte ihnen vor den Pferden. Sie warfen den Kopf; die Zielen entspannten sich. Ein Reiterknall, und sie lagen wieder mit wollenen Sängen in den Sträuben.

„Ihr habt vorhin von eurer kranken Mutter gesprochen. Wie alt ist sie denn?“

„Im achtundachtzigsten.“

„Ihr habt eure Mutter wohl sehr lieb?“

„Sehr.“

„Habt ihr keine Mutter mehr?“

Der Postkutscher bewegte verneinend den Kopf und tat einen hörbaren Atemzug.

„Sie ist gestorben, ich habe ganz jung wart?“

„In der Hauptstadt ist doch das Weisenhaus. Der Postkutscher erzählt mir, als ich es begreifen konnte: deine Mutter ist gestorben, als du den ersten Schrei tatest.“

„Und euer Vater?“

„Der hat es sich zu Kopf genommen, tat auf dem Gerüst einen Schritt und farb.“

„Ihr wißt doch, wo eure Eltern ruhen?“

Ehre den Müttern

Seit Jahren ist es eine gute Sitte im deutschen Volke geworden, an einem Sonntag im Mai der deutschen Mütter zu gedenken. Tausende werden an diesem Tage vom deutschen Volke durch das Mütterkreuz ausgezeichnet für ihren Lebensdienst, den sie gläubig immer wieder mit jeder Geburt mochten. Das deutsche Volk dankt ihnen dafür, weil sein Lebensstrom aus vergangenen Zeiten ins Künftige kommen, immer weiter pflanzen kann.

Wenn es in dem Leben eines Menschen einen stillen, ruhenden Punkt gibt, eine Stelle, die nie verfließt werden kann, dann ist es die Mutter. Die höchsten und rauhesten Menschen, die geschäftigsten und die oberflächlichsten selbst werden ergriffen und nicht nur von einer zufälligen Stimmung, wenn sie ihrer Mütter gedenken. Stunden der Sorge, Stunden der Mühe, der Einsamkeit und traurige, heimliche Stunden leben dann vor ihren Augen. Harte Hände, die aber dennoch weich sind, von vielen Falten gezeichnete Gesichter erheben vor ihren Augen: deutsche Mütter. Und dann fühlen wir etwas von der Unmenge von Liebe, die aus dem mütterlichen Herzen hingegossen ist in das Schaffen und Wirken, in den schicksalhaften Kampf unseres Volkes und jedes einzelnen Gliedes unseres Volkes. In stiller Ehrfurcht stehen wir vor dieser Lastade. Sie ist ein großes Bild deutschen Lebens und trägt ein großes Bild deutschen Lebens meist nicht sichtbar im Gesichtlichen, aber umso härter, nachhaltiger und zukunftsträchtiger.

Die alte Kirche hat dieser Lastade einen sichtbaren Ausdruck gegeben in der Marienverehrung, in der Anbetung der Mutter des Heilandes. Wenn auch diese Art und Weise, wie sich das in den Jahrhunderten herausgebildet, wenn die „erhöht“, auf der Weltläufig lebende Mutter Gottes mitzepter und Krone dargestellt und verehrt wird, vom inneren Wesen dessen, was hier als Wahrheit ist, immer mehr abwich, so fühlen wir doch, daß hier eine Lastade ist, die uns innerlich angeht. Das Schöne, das hinter den Dingen steht, empfinden wir immer als etwas Doppeltes. Einmal steht es uns als das männlich Wagnende, Gläubige gegenüber und das andere Mal als das liebeumfassende Gütige. Wie auch unser Leben und das Leben des Volkes geht, immer verläßt es zwischen diesen zwei schicksalhaft gegebenen Zeiten, einmal im inneren Aufbruch im Schaffen und Gestalten, und das andere Mal gläubigen Hinbereithalten durch alle Not und alles Leid. In die letzte Lastade mahnt uns dieser Tag. Wir wollen diese Lastade nicht unterschätzen, weil sie vielleicht im Leben weniger sichtbar ist. Dennoch ist es eine große Macht des Lebens. Jeder Mensch muß durch harte Zeiten gehen, durch Zeiten eines ungetreulichen Schicksals, durch Zweifel, die ihn hin und her werfen, durch Leid, das ihn ergriff und durch Gulte, die er, je er wie es ihm, tritt sich läßt. Bis zu einem gewissen Grade wird der gläubige und tapfere Mensch auch die Schattenzeiten des Lebens magen und meistern. Aber die Stunden zwischen Tag und Nacht, in den Stunden der Einsamkeit kommen doch immer Augenblicke, und davon sind die härtesten Menschen nicht veront gelassen, hier und wieder hören wir etwas aus ihrem Leben reden, in denen sich das Menschenberzern nach der großen Güte und der großen Liebe lehnt, wo die große Liebe das Leben dann mütterlich umfängt und hüberreich in der Stunde des Tages, des Kampfes, der Entscheidung und damit des Sieges. Es gibt kein schöneres Bild für diese Seite des Eigenen als das Bild des Mütterlichen. „Wie einen seine Mutter trötet“, sagt ein uralte Weisheit. Wer hat es nicht an sich selber schon einmal in solchen Zeiten ein gültiges Wort, einen tiefen Eindruck seiner Mutter oder eines Menschen mit diesem mütterlichen Herzen erfahren. Dies wird an diesem Tage uns lebendig. Und wir schauen durch viele sichtbare Güte und Liebe hindurch zu jenen großen, unruhigeren Güte und Liebe, die alles Leben trägt und hält.



Dann spüren wir, was die Mütter und die mütterlichen Menschen uns als einzelne und als Volk bedeuten. Sie tragen das Leben ungeschont ohne nur den leichsten Gedanken auf Anerkennung durch alle Härten hindurch; nicht nur das werdende Leben, das ist nur eine Zeit, sondern das Leben überhaupt, weil Leben ja doch immer in jeder Stunde werdendes Leben ist. Dann spüren wir aber auch, wofür welche Verantwortung auf den Müttern liegt. Daß sie wirklich Mütter sind, Daß sie wirklich gute, tragende und das Leben umfassende Menschen unseres Volkes sind. Dann wissen wir, was die Mütter bedeuten und was es bedeuten würde, wenn die Mütter, wenn das Mütterliche in einem Volke gestanden wäre. Dann aber sehen wir in welcher Ehrfurcht vor diesem Mütterlichen. Dann ist die Lösung: Ehret die Mütter nicht ein oberflächlich, vielleicht an einem Tage aufflühender Ruf, sondern dann ist es der stille Dank unseres Dergens dieser Güte gegenüber, die einmal ihr Leben für uns mochte, die unser Leben umfachte und

umhüllte, und die in irgend einem Menschen auch heute unser Leben dann trägt, wenn uns eine müde Stunde und eine harte Stunde wieder läßt.

Sie sind Volk im Kampf und im Kriege. Wieder liegt an den Müttern die große Last des Lebens mit allem, was in ihr eingeschlossen ist. Wieder fordert das Leben von den Müttern, wieder schreiten sie wie vor Jahrzehnten durch den Tag, halten die Hände am Flügel und tragen still und anrecht alles, was ihnen angetrieben wird. Dann ist der Ruf: Ehret die Mütter noch eindringlicher, noch zwingender für uns geworden und ihr Werken und Schaffen noch größer für uns und unser Volk. So nehmen wir aus diesem Tage in unser Leben hinein einmal die große Gewißheit, daß wir Mütter haben, die das Leben so tragen, so mit Leben fähigen anlassen und nehmen zum anderen jene Ehrfurcht vor diesen Müttern mit, daß wir als Männer, als Kämpfer - und Schaffende in unserem Volke ihre würdige sind. H. M. A. N. N. E. L.

